

# Ueber den Aufbau der geschichtlichen Welt

Autor(en): **Meng, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **52 (1946)**

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-584971>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Ueber den Aufbau der geschichtlichen Welt

Ein Versuch

Von *Heinrich Meng*

Wenn Historiker verschiedener Richtungen und Arbeitsgebiete ihre Kräfte zur Darbringung einer würdigen Dankesgabe zusammenlegen, mag wohl ein Versuch nicht unangebracht erscheinen, in einigen grundsätzlichen Erwägungen das gesamte Arbeitsfeld der Historie abzuschreiten und seine Bezirke begrifflich zu umgrenzen. So trägt denn diese Studie nicht wie die meisten andern in dem vorliegenden Bande vereinigten einzelne Samenkörner herbei zur Bestellung des Ackergrundes, auf dem Sie, verehrte Jubilarin, in den verflossenen Jahrzehnten so unermüdlich und erfolgreich tätig waren und weiterhin tätig sind, sondern sie möchte den Boden selbst untersuchen, auf dem die Früchte Ihrer Arbeit gereift sind. Sie versagt es sich, in die letztlich nur dem Glauben zugänglichen Tiefen der Geschichtsmetaphysik vorzudringen, d. h. die Fragen nach Sinn und Ziel der Geschichte aufzuwerfen; lediglich zur *Geschichtslogik* möchte sie einen Beitrag leisten durch den Versuch einer sinnvollen Gliederung der geschichtlichen Gegenstandswelt und einer Umschreibung der wissenschaftlichen Verfahrensweisen, die der Natur der einzelnen Gegenstandsbereiche angemessen sind. Im Verlauf der Untersuchung wird sich allerdings von selber auch die Frage nach dem »eigentlich Geschichtlichen« stellen, nach dem spezifischen Wesensgesetz, in dessen Dienst sich die auf getrennten Wegen Forschenden letzten Endes geeint wissen, und aus dem sich gewisse allen gemeinsame methodische Prinzipien herleiten.

Bei einer ersten unbefangenen Ueberschau erscheint die Stoffwelt der Geschichtswissenschaft, auf deren Eigenart ihre Methoden naturgemäß abgestimmt sein müssen, als ebenso vieldeutig und in sich widerspruchsvoll wie der Mensch selbst und die Umwelt, in der er lebt. Allmählich heben sich aber dem phänomenologisch etwas tiefer

Eindringenden gewisse Gegenstandsbereiche von einheitlicher Struktur gegeneinander ab. Ich möchte hier deren vier näher betrachten, die als repräsentativ für die ganze uns zugängliche Welt der Geschichte gelten können: *Geschehen, Handeln, Schaffen und Werden*.

Unter dem *Geschehen* verstehe ich diejenigen Ereignisse, die, der Beeinflussung durch menschliches Wollen entzogen, von außen her, als »Zufall« in das Schicksal der Menschen hereinwirken. Diese Gegebenheiten sind selber nicht eigentlich geschichtlicher Natur, aber sie können den Gang der Geschichte entscheidend beeinflussen und ragen dadurch gleichsam in die Gegenstandswelt der Geschichte herein. In der urtümlichen historischen Darstellungsform der Chronik nehmen sie sogar einen recht breiten Raum ein. Hierher gehören Witterungseinflüsse, Nässe oder Trockenheit, rauhe oder milde Winter, Faktoren, die den Gang so manches Krieges, selbst des modernen mechanisierten Krieges, sehr fühlbar beeinflußt haben. Hierher gehören Kometen, die, als günstiges oder drohendes Vorzeichen gedeutet, politische Entscheidungen oder gar die ganze Seelenlage einer Zeit mitzubestimmen imstande waren. In noch viel wesentlicherem Ausmaß kann der Geschichtsverlauf bestimmt werden durch den frühen oder späten Tod einer Persönlichkeit von maßgebendem Gewicht — auch dies ein Ereignis, das, dem Bereich der Natur zugehörig, der Einwirkung des menschlichen Wollens entzogen ist. Niemand vermag sich auszudenken, wie etwa das weitere Schicksal des französischen Königtums sich gestaltet hätte, wenn der von Fénelon erzogene tatkräftige Enkel Ludwigs XIV. den Großvater hätte überleben und dem späteren Ludwig XV. das Beispiel eines verantwortungsbewußten Monarchen hätte vorleben können. In Wirklichkeit starben Sohn und Enkel des Sonnenkönigs früh dahin, und der unmündige Urenkel war inmitten der Haltlosigkeit der Régencezeit dem sittlichen Verderben ausgeliefert. So trieb Frankreich steuerlos der Revolution entgegen. Auch die Geistesgeschichte kennt folgen schwere »Zufälle«. Als der junge Rechtsstudent Martin Luther 1505 aus Erfurt nach Hause wanderte, überraschte ihn bei Stotternheim ein Gewitter. Der Blitz fuhr neben ihm in die Erde, und er tat in der Todesnot das Gelübde, ins Kloster zu gehen. 16 Jahre später, im Mai 1521, traf bei der Belagerung von Pamplona durch die Franzosen eine Kanonenkugel, das »unpersönlichste Kriegswerkzeug«, vom »Zufall« gelenkt, den spanischen Offizier Iñigo von Loyola und zerschmetterte ihm ein Bein. Auf dem peinvollen Krankenlager, zu dem ihn diese Verwundung verurteilte, wandelte sich der hitzköpfige ritterliche Draufgänger zum glühenden Gottesstreiter und wurde

durch seine Ordensgründung zum großen Gegenspieler der Reformatoren. Diese folgenschweren Ereignisse sind nur etwas höhere Wellen in einem unendlichen Meer von »Zufällen«, das das geschichtliche Leben umbrandet. Man mag diese Erscheinungen deuten wie man will, als Auswirkung einer »blinden« Naturgesetzlichkeit oder als geheime göttliche Fügung, jedenfalls sind sie nicht der Ausfluß eines sinngerichteten menschlichen Strebens, das sich das bewußt zum Ziele setzte, was als ihre Folge dann tatsächlich eintritt. Unserem Verstehen unzugängliche Mächte spielen da ständig in das geschichtliche Leben herein und machen es zu einem Kreuzungsfeld derart heterogener Einflüsse, daß wir geradezu versucht sind, die Gesetzlosigkeit als das eigentliche Gesetz der Geschichte anzusprechen und den Zufall zu ihrem König zu krönen.

All die erwähnten Ereignisse haben jedoch auch eine andere Seite. Neben Tausenden von Menschen sind Blitze zur Erde gefahren, ohne daß dies für sie mehr als einen rasch wieder vergehenden Schrecken zur Folge gehabt hätte; Millionen von Geschossen haben Menschen schwer verwundet, und nach ihrer Wiederherstellung haben sie, so gut es ging, ihr früheres Leben wieder aufgenommen. Das Auftreten eines Kometen vollends würde heute, da seine natürlichen Ursachen genügend abgeklärt sind, schwerlich mehr tiefgreifende Wirkungen auf die menschliche Seelenverfassung ausüben können. Der Zufall muß also immer auf ein aufnahmefähiges historisches Medium treffen, damit er geschichtsbestimmende Macht gewinnt. In Luther hatte im Jahre 1505 der Entschluß, sich dem Ordensstand zu weihen, offenbar bereits zu keimen begonnen, und er hätte sich, so dürfen wir annehmen, auch ohne jenen schicksalhaften Blitzstrahl vollendet. Die Reformation ihrerseits, die Luther auslöste, senkt ihre geistigen Wurzeln tief ins Mittelalter zurück; sie ist, wesentlich betrachtet, alles andere als ein unbegreiflicher Zufall der Weltgeschichte. In Ignatius von Loyola anderseits wirkten die Folgen der Verwundung zusammen mit der Kraft und Unbedingtheit seines persönlichen Wesens, mit den zugleich religiösen und militärischen Traditionen seines Volkes und Hauses, schließlich mit dem damals allenthalben mächtig sich regenden Willen zur religiösen Erneuerung innerhalb der alten Kirche. Gemessen an diesen Konstanten der persönlichen Veranlagung und an der prägenden Macht des Zeit- und Volksgeistes ist offenbar der »Zufall« nur ein bescheidener Faktor, der hier hemmend oder zerstörend, dort fördernd von außen hereinwirkt, aber gebannt bleibt in den Rahmen großer Entwicklungstendenzen. Solche Tendenzen zu erfassen, muß also — zu dieser Einsicht führt gerade eine unbefangene



Bewertung des Zufalls — das eigentliche Ziel geschichtlicher Forschung sein.

Wenn wir aus dem Bereich der »blinden« Naturkausalität in den der menschlichen Freiheit hinübertreten, begegnen uns als auffälligste Phänome diejenigen, die unter den Begriff des *Handelns* fallen. Alles Geschehen, das durch menschliche Willensentscheidungen gelenkt wird, gehört hierher: was immer der wollende Mensch im Zuge seiner individuellen oder kollektiven Selbstbehauptung und Selbststeigerung unternimmt, auch was er in selbstlosem Einsatz für das Wohl anderer vollbringt, kurz die gesamte tätige Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt. Die *politische Geschichte* im weitesten Sinne hat hier ihren Ort; Kriegserklärungen, Schlachten und Friedensschlüsse, diplomatische Intrigen, wirtschaftliche Konkurrenzkämpfe und soziale Auseinandersetzungen, das sind die Ereignisse, um die es hier vornehmlich geht.

Die menschliche Freiheit — man mag metaphysisch von ihr halten was man will — ist keinesfalls absolut. Treffend bezeichnet der Cusaner den Menschen als »Deus occasionatus«, als einen an die jeweilige konkrete Situation und ihre Möglichkeiten gebundenen »Gott« (d. h. freien Geist). Jede Entscheidung, die ein tätiger Mensch trifft, ist abhängig von zahllosen andern, die in der Vergangenheit getroffen worden sind und die Situation begründet haben, welche er zu beeinflussen, im von ihm erstrebten Sinne zu wenden sucht. Andererseits ist jede vollendete Tat, kaum geschehen, auch schon dem Willen des Täters entzogen und zu einem objektiven Element geworden, das selbständig weiterwirkt und wiederum andere Entscheidungen mitbestimmt. Ein beständiges Hin und Her von Aktion und Reaktion kennzeichnet die Welt des Handelns. Am Bilde des Schachspiels läßt sich das am besten veranschaulichen. Jeder Zug, den ein Spieler tut, verändert die gesamte Spielsituation und stellt den Gegner vor neue Probleme, eröffnet ihm aber vielleicht auch neue Chancen, die ihm erlauben, seinerseits zuzuschlagen. So erscheint die politische Geschichte, isoliert für sich betrachtet, als ein dichtverschlungenes Gewebe von Fakten, worin jedes Element durch frühere bedingt ist und wieder bedingend auf künftige einwirkt. Das historische Geschehen scheint unter diesem Aspekt zum wenn auch komplizierten Rechenexempel werden zu wollen. Der Scharfsinn des Historikers feiert hier seine Triumphe; er vermag die geschichtliche Darstellung zum spannungsgeladenen Drama zu verdichten, worin das Geschehen Schlag um Schlag mit unausweichlicher Notwendigkeit abzurollen scheint. Und da auf der politischen Bühne der große Kampf um die

*Macht* ausgetragen wird, da hier die zukunftsbestimmenden Entscheidungen fallen, hat die Geschichtsforschung mit guten Gründen lange Zeit hier das Kernstück ihrer Aufgabe gefunden<sup>1</sup>.

Der gewissenhafte Historiker muß aber früher oder später einsehen, daß ihm wirklich zwingende Konsequenz auf dem Wege einer Zug um Zug fortschreitenden Darstellung unerreichbar bleibt. Neben den objektiven, in der jeweiligen Situation liegenden Determinanten menschlicher Entscheidungen findet er andere, weniger leicht faßbare, die von innen, aus dem Wesenszentrum der handelnden Menschen wirken. Diese sind ja keineswegs neutrale Denkautomaten, die in ewig gleicher Objektivität die Möglichkeiten einer gegebenen Situation abschätzen. In jeder wesentlichen Entscheidung schwingt ein letztlich unauflösbares individuelles Moment mit, in jede fließt etwas mit ein von dem persönlichem Charakter des Handelnden, vom Geiste der Zeit, in der er lebt, von der Eigenart und den Vorurteilen seines Standes, seiner Partei, seines Volkes. Jede Entscheidung ist Manifestation eines persönlichen Weltbildes, worin sich Freiheit und Determination untrennbar durchdringen. So beurteilte etwa der mittelalterliche Mönch eine wirtschaftliche Frage nach ganz andern Gesichtspunkten als ein moderner Industrieller oder Gewerkschafter, weil sein Lebensziel, seine Interessenrichtung ganz anders geartet war. Der demokratische Staatsmann oder der konstitutionelle Monarch haben einen ganz andern »Stil« des politischen Handelns als der Diktator, und außerdem fallen bei jedem einzelnen dieser Staatenlenker erst noch bestimmte persönliche Charaktereigentümlichkeiten mit ins Gewicht. Gerade dieses unberechenbare persönliche Element aber, das den Entscheidungen der Menschen gewissermaßen ihre Lokalfarbe gibt, ist offenbar ein Hauptgegenstand aller historischen Forschung; von einer andern Seite her stoßen wir hier auf das gleiche nicht weiter auflösbare Geheimnis des geschichtlichen Lebens.

Die menschliche Freiheit tritt uns in der Geschichte noch in einer zweiten Form entgegen: als Spontaneität des *Schaffens*. Indem wir uns diesem dritten Grundelement zuwenden, betreten wir den Bezirk der *Kulturgeschichte*. Kultur läßt sich im weitesten Sinne umschreiben als Wertverwirklichung. Sie ist einerseits Werkgestaltung — dann wenn der Mensch einen zunächst geistig geschauten Wert an einem Material verwirklicht, das ihm seine Umwelt darbietet, sei das Ergebnis nun ein Kunstwerk, eine neue Theorie, ein technischer

---

<sup>1</sup> Den Primat der politischen Geschichte verfißt neuerdings Theodor Haecker in »Der Christ und die Geschichte«, Leipzig 1935, S. 52 ff.

Apparat oder — im urtümlichsten Sinne des Wortes Kultur — der Ernteertrag des Ackers. In all diesen Fällen sprechen wir von objektiver Kultur. Davon unterscheiden wir die subjektive Kultur, die Selbstgestaltung oder Selbstverwirklichung des Menschen, worin er selber das Material seines gestaltenden Willens ist. (Von diesem zweiten Komplex wird unter dem Stichwort »Werden« noch die Rede sein.) Die verschiedenen Teilgebiete des Schaffens stehen nicht unter einheitlichem Entwicklungsgesetz. Am einfachsten scheinen die Dinge in der Technik und der experimentellen Naturwissenschaft zu liegen. Innerhalb eines bestimmten Kulturkreises gewahren wir da einen ständigen Fortschritt. Jeder, der eine technische Erfindung macht, sagen wir an einem Webstuhl oder an einem Fernsehgerät, setzt damit das Werk zahlloser zumeist unbekannter Entdecker fort, die im Lauf der Jahrtausende an diesen gleichen Aufgaben oder an ihren technischen und wissenschaftlichen Grundlagen gearbeitet haben. Jeder steht hier gleichsam auf den Schultern von Vorläufern, die ihrerseits wieder auf das Werk von Vorläufern sich stützten, und am Fuße dieser gewaltigen Pyramide müssen wir uns jene großen Geister der Urzeit denken — keine Chronik überliefert ihre Namen —, die die grundlegenden Erfindungen des Hebels, des Rades, des Alphabets gemacht haben. Die Geschichte der technischen Zivilisation und in gewissem Ausmaß auch der Wissenschaft <sup>1a</sup> bietet das tröstliche Bild einer universalen Zusammenarbeit im Dienste gemeinsamer Aufgaben der Menschheit, und es wirkt, von hier aus gesehen, wie eine unglaubliche Ironie, daß die köstlichsten Früchte dieser Entwicklung, in der alle Völker ihre Anstrengungen zusammenlegten, schließlich immer wieder vergiftet und zur gegenseitigen Vernichtung mißbraucht werden.

Achten wir etwas genauer auf den Rhythmus des technischen Fortschritts, dann bemerken wir bald auffällige Ungleichmäßigkeiten, ja jahrtausendelange Stillstände (wie etwa in China), die aus der Natur der technischen Aufgaben an sich nicht erklärt werden können. Noch merkwürdiger ist die einseitige Höchstentfaltung von Sondergebieten in gewissen Epochen: etwa die fast unbegreifliche Be-

---

<sup>1a</sup> Eine gesonderte Betrachtung der Entwicklungsgesetze der Wissenschaft mit ihrer doppelten Bindung an die Wahrheit als Ziel und an den jeweiligen Standort des Erkennenden schien mir im Rahmen dieser Skizze weder notwendig noch tunlich, da sich m. E. daraus keine grundsätzlich neuen Gesichtspunkte ergäben. Es ist allerdings festzuhalten, daß der Ausdruck »Schaffen« dem Sinngehalt des Erkenntnisaktes nicht voll gerecht wird.

wältigung der technischen Probleme des Pyramidenbaues bei im übrigen unentwickelter Technik im alten Aegypten, oder die höchst raffinierte Vervollkommnung der Gewölbe-Architektur in dem sonst technisch wenig interessierten gotischen Zeitalter. Es ist also in der Geschichte nicht so, daß sich die Lösung von immer komplizierteren technischen oder wissenschaftlichen Aufgaben sozusagen automatisch abrollt, indem im Moment der Bewältigung eines Problems von selber das nächsthöhere sich enthüllt und in Angriff genommen wird. Vielmehr empfängt der technische oder wissenschaftliche Fortschritt seine Impulse aus einem tiefer gelegenen Zentrum. Auch hier wieder stoßen wir auf die allgemeine Geisteshaltung der Epoche als bewegende oder hemmende Grundpotenz des geschichtlichen Lebens.

Wenn etwa die Dienstbarmachung der Naturkräfte durch die Technik nur im Abendland und hier erst seit der Renaissance ihre erstaunlichen Triumphe gefeiert hat, dann dürfen wir daraus nicht den Schluß ziehen, die Menschen anderer Kulturkreise oder früherer Epochen wären einfach nicht fähig gewesen, die komplizierten technischen Probleme geistig zu bewältigen. Die Werke indischer Philosophen oder mittelalterlicher Theologen gehören zweifellos zu den kühnsten und subtilsten Schöpfungen des menschlichen Geistes. Aber jene fremden Kulturkreise und die Frühepoche der europäischen Geschichte besaßen eine grundsätzlich andere Beziehung zur Natur als wir, eine Beziehung der Angst oder der ehrfürchtigen Beschauung. An deren Stelle trat in der europäischen Neuzeit die *herrscherliche* Einstellung des Menschen gegenüber einer entzauberten Natur. Durch die führenden Geister der Renaissance und vor allem der Aufklärungszeit wurden die Naturkräfte nicht mehr als Ausfluß göttlicher Macht verehrt, sondern als totes mechanisches Triebwerk mathematischer Berechnung unterworfen und den Nützlichkeitsabsichten des Alltags dienstbar gemacht. Erst der Wandel der geistigen Haltung also legte den Weg frei für die Erschließung von Kräften, die dem Menschen an sich schon früher zu Gebote gestanden hätten.

Diesen geheimnisvollen Zeitgeist nun, der auf allen Gebieten die einfachen Ablaufgesetze tyrannisch zu stören und zu durchbrechen scheint, unmittelbar, gleichsam von Angesicht zu erschauen, das gestattet uns ein besonderer, erlesener Bezirk des menschlichen Schaffens, der *künstlerische*. Auch die Kunst kennt ihre objektiven Gesetze des »Fortschritts«, gewiß. Wenn wir eine archaische griechische Götterfigur mit einer solchen der Spätzeit vergleichen, oder ein romanisches Christusbild mit einem barocken, dann nehmen wir in beiden Fällen eine unendliche Verfeinerung in der Materialbehand-

lung und zugleich eine Differenzierung der Ausdrucksmittel wahr. Aber das ist hier nicht wesentlich. Während zum Beispiel die erste Lokomotive von Stephenson durch die technische Entwicklung eines Jahrhunderts zum praktisch wertlosen Museumsstück geworden ist, veraltet ein großes Kunstwerk nicht. Was es zu sagen hat, bleibt immer bedeutungsvoll. Eine romanische Plastik kann in bezug auf das, worauf es eigentlich ankommt, auf die Ausdruckskraft, einer barocken turmhoch überlegen sein, und ebenso wird die Bedeutung der homerischen Gedichte für die lebenden Geschlechter nicht geschmälert dadurch, daß ein Vergil, ein Dante, ein Goethe sich in späteren Jahrhunderten an ihnen inspiriert und ihre eigenen, in Geist und Form »moderneren« epischen Dichtungen geschaffen haben.

Wenn ein grosses Kunstwerk wirklich zu uns spricht, dann ist uns, als ob die Enge unseres alltäglichen Daseins von uns genommen wäre; wir fühlen uns mit einemmal in weite Räume versetzt, wo das Leben sich in seine Fülle entfaltet und zugleich die geheimen Kraftströme spürbar zu werden scheinen, die es mit seinem ewigen Ursprung verknüpfen. Das Wirkliche ist mit seiner ganzen Macht gegenwärtig und doch zugleich entwirklicht, zum Wesenhaften gesteigert. Schiller hat diese geistig durchleuchtete Lebensfülle des Kunstwerks zu umschreiben versucht, indem er es, von der kantischen Philosophie herkommend, als »Freiheit in der Erscheinung« definierte, und wir haben dieser Formel noch heute nichts Besseres an die Seite zu setzen. Freiheit: das ist Gelöstheit aus zweckhaften Bindungen, Bestimmtwerden aus eigener Wesensmitte. »In der Erscheinung«, das bezeichnet das Offenbarwerden des Geistigen in sinnlicher Gestalt. Solche Ganzheit kann nicht gemacht, gewollt, sondern in ihrem Kern nur gnadenhaft gezeugt werden. Der Techniker arbeitet seine Gebilde denkend und rechnend aus, indem er sein Augenmerk auf konkrete Zwecke richtet; der Künstler, mag er noch so sehr scheinbar um des Brotes willen arbeiten oder um einer Idee willen, die ihm am Herzen liegt, ist doch in seiner Wesens-tiefe der begnadete Schöpfer, dessen Gebilde alle Rahmen menschlicher Absichten sprengt und solche Absichten, *wenn* sie bestehen, aus eigener Kraft überlebt. Wer denkt heute noch daran, daß Dostojewski sich durch seine Romane materiell über Wasser halten mußte, oder daß Gotthelfs »Annebäbi Jowäger« ursprünglich eine Tendenz-schrift gegen das Kurpfuschertum werden sollte? Das Kunstwerk ist in seiner Ganzheit eine Welt für sich, gestaltet aus der gesammelten Kraft eines Menschen, und darum zugleich vollkommenster



Ausdruck seines persönlichen Weltbildes und des Geistes seiner Zeit. Die Kunstwissenschaft ist demnach grundsätzlich auf falscher Fährte, wenn sie mit sezierender Methode das künstlerische Gebilde zerpfückt und jede Einzelheit auf ihre Herkunft hin untersucht. Dann zerstreut sie, statt zu sammeln. Ihre rechte Methode ist Zergliederung des künstlerischen Organismus' mit nachfolgender oder besser begleitender *Zusammenschau*.

»Aus den einzelnen Worten und deren Verbindungen«, sagt Wilhelm Dilthey<sup>2</sup>, »soll das Ganze eines Werkes verstanden werden, und doch setzt das volle Verständnis des Einzelnen schon das des Ganzen voraus.« Der logische Zirkel, der sich hier ergibt, das »Eins im Andern«, muß bejaht werden.

Kraft seiner reinen Ausdrucksfunktion, seiner Losgelöstheit aus zweckhaften Bindungen, ist das Kunstwerk der treueste Spiegel seelischer Eigenart. Wie an einem empfindlichen Seismographen können wir am künstlerischen Erbe vergangener Zeiten die Wandlungen ihrer Seelenlage und ihres Weltbildes ablesen. Es wäre darum nicht abwegig, Kunst- und Literaturgeschichte als die Kernstücke der geschichtlichen Ueberlieferung zu bezeichnen. Sie führen uns unmittelbar an den Grundstrom des *Werdens* heran, der Geschichtlichkeit im eigentlichen Sinne begründet, an den *seelisch-geistigen Gestaltwandel des Menschen*.

Wir kommen damit zum letzten unserer vier Grundbegriffe. Das *Werden* ist, wie schon aus dem eben Gesagten hervorgeht, nicht ein historischer Stoffbereich neben den andern; es spielt sich vielmehr in einer tieferen Gegenstandsschicht ab, die sich im Handeln und im Schaffen mehr oder weniger deutlich spiegelt. Tat und Werk treten unter diesem Aspekt, d. h. als fixierte Momente im selber unfaßbaren Strom des Werdens, in eine Reihe mit allen übrigen menschlichen Äußerungen, vom religiösen Bekenntnis bis hinunter zu den unscheinbarsten momentanen Reaktionen. Diese Weise der Zusammenschau aller Äußerungen aus einem bestimmten geschichtlichen Lebenskreis basiert auf der grundlegenden Entdeckung des 18. Jahrhunderts — als ihre Wegbereiter können Vico, Montesquieu, Voltaire und Herder angesprochen werden —, daß die geschichtliche Entwicklung nicht nur in dem Fortschreiten der Ereignisse und der Umgestaltung von Zuständen und Institutionen besteht, sondern in einem tieferliegenden *Wandel der Gesamthaltung des Menschen zu Gott und Welt*. Da auch der Betrachter selber in diesen Wandel einbe-

---

<sup>2</sup> In der Abhandlung »Die Entstehung der Hermeneutik« (1900).



zogen ist, ist alle geschichtliche Erkenntnis notwendigerweise *standortbedingt*. Um die Ueberwindung der Gefahr eines haltlosen Relativismus, wie sie sich hier abzeichnet, hat sich unter den modernen Kulturphilosophen vor allem Ernst Troeltsch bemüht.

Der am klarsten abgegrenzte Träger des Werdens ist die Einzelpersönlichkeit. Ihr Wesen in seiner Entwicklung zu erfassen, ist Aufgabe der *Biographie*.

Das Ziel einer guten Biographie ist zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgefaßt worden. Die materialistisch-positivistische Geschichtswissenschaft glaubte die Art eines Menschen als das Produkt einer Vielzahl von »Einflüssen« (Erbanlagen, Milieu, Bildungsgang, Begegnungen) gewissermaßen konstruieren, ableiten zu können. Diese Additionsrechnung konnte aber niemals aufgehen, und das ganze umständliche Bemühen führte überdies am Wesentlichen vorbei<sup>3</sup>. Heute bejahen wir wieder den alten Satz »Individuum est ineffabile«: Das Individuelle ist unauflösbar, unableitbar. Wir haben neu erkannt, daß in jedem Menschen ein individuelles Prinzip, ein persönliches Gesetz waltet, das mit einer gewissen Selbstherrlichkeit die Umwelteinflüsse auswählt, sie assimiliert und unbeachtet läßt oder abstößt, und so eine geistige Welt von besonderer Prägung gestaltet. Dieses Lebensgeheimnis spricht Goethe in der ersten Strophe seiner orphischen Urworte aus:

»Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,  
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,  
Bist alsobald und fort und fort gediehen  
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.  
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,  
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;  
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt  
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.«

Wenn Goethe das menschliche Wesensgesetz mit der Konstellation der Gestirne in der Geburtsstunde in Beziehung setzt, so ist das sein persönlicher Glaube, der sich ebenso wenig beweisen läßt wie die alleinige Bedingtheit durch Erbmasse und Milieu. Welchen Anteil an der Gestaltung von Schicksal und Wesen eines konkreten Menschen Veranlagung, Umwelt und eigene Willensentscheidung haben,

---

<sup>3</sup> Mit Recht bezeichnet Theodor Litt die Ueberbetonung des kausalen Erklärens in der Geschichte als »Naturalismus«, d. h. als Abgleiten der Geisteswissenschaften in eine ihnen wesenfremde Methode (in »Wissenschaft, Bildung, Weltanschauung«, Leipzig/Berlin 1928, S. 45 ff.).

das bleibt für unser Forschen letztlich ein unauflösbares Rätsel, wissen wir es doch nicht einmal von uns selber gewiß. Die geisteswissenschaftliche Hauptaufgabe ist die, die Eigenart eines Menschen — seine Entelechie, d. h. die innere Sinnbezogenheit seines Wesens — zu *verstehen* <sup>4</sup>. Die Natur bleibt für uns ewig unverständlich, mögen wir noch so viele Vorgänge in ihr mit mathematischen Formeln berechnen können; den andern Menschen aber können wir verstehen, weil wir uns in ihn hineinversetzen können, — wenn auch nie vollkommen, so doch in verschiedenen Graden der Annäherung, je nach Quellenlage und Distanz. Der Erkennende und der Gegenstand der Erkenntnis sind in der Geistesgeschichte grundsätzlich wesensverwandt. Ich möchte die rechte Methode der Biographie die *physiognomische* nennen. Ähnlich wie der Physiognomiker, wenn er aus Kopfform und Gesichtszügen auf den Charakter schließt, alles einzelne zum Gesamteindruck des Gesichtes in Beziehung setzt und diesen wieder im Zusammenhang mit allen übrigen Aeüßerungen des Menschen würdigt, geht der gute Biograph vor. Aus der nicht selten verwirrenden Fülle des Materials muß er die bezeichnenden, charakteristischen Züge herauszufinden wissen, und aus ihnen wird er in intuitiver Zusammenschau sein Wesensbild des Menschen erstehen lassen. Wenn hier der Intuition die zentrale Bedeutung zugesprochen wird, dann liegt darin nicht eine Mißachtung der Verstandeserkenntnis. Der Verstand ist gewiß eine höchst wertvolle und weithin zuverlässige Leuchte des Lebens, und er hat in der Wissenschaft sein sehr ausgedehntes Betätigungsfeld. Aber er erfüllt seine Aufgabe erst dann ganz, wenn er auch die Grenzen seiner Zuständigkeit erkennt, und eine solche Grenze findet er in der geistesgeschichtlichen Aufgabe, einen Menschen zu charakterisieren. Menschenkenntnis auf den Verstand allein gestützt, käme höchstensfalls einem Bild ohne Farben gleich. Soll das ganze Wesen eines Menschen erfaßt werden, dann wird auch im Erkennenden der ganze Mensch zur Tätigkeit aufgerufen: Einfühlungsgabe, Intuition, wägende Urteilskraft und schließendes, ordnendes Denken <sup>5</sup>. Nicht selten sind es unscheinbare Einzel-

---

<sup>4</sup> Zum Begriff des geisteswissenschaftlichen Verstehens vgl. bes. *Dilthey*: Beiträge zum Studium der Individualität, 1896, und *Spranger*: Lebensformen, 3. Aufl., Halle 1922, S. 365 ff.

<sup>5</sup> Huizinga umschreibt in seiner Abhandlung »Aufgaben der Kulturgeschichte« (verfaßt 1929, abgedruckt in »Wege der Kulturgeschichte«, Amsterdam/Leipzig o. J.) das primäre Element des historischen Verstehens in mehr empirischer Weise, indem er dafür die Worte »Ahnung«, »Vision« oder »historischer Kontakt« einsetzt und es zum »Begreifen von Musik« in Beziehung bringt (S. 50).

züge, kleine Anekdoten, die das ganze Wesen eines Menschen aufleuchten lassen, wie ein Blitz die nächtliche Landschaft erhellt. Wenn etwa Friedrich Hebbel einmal seinem Freunde Ihering gesteht, er bedeute ihm nur soviel wie eine Wand, und sein Gespräch sei im Grunde ein Monolog, dann wird uns darin die ganze tragische Ich-besessenheit und Eingeschlossenheit des Dichters fühlbar. Manchmal wird in kindlichen Äußerungen der frühesten Jahre schon die ganze Art und Größe eines bedeutenden Menschen ahnungsweise faßbar. Wenn Adolf Frey von dem sechsjährigen C. F. Meyer berichtet, er habe seine Mutter einmal mit dem Ausspruch überrascht: »Du, Mama, ich muß viel bei mir selber denken, wer bin ich auch eigentlich und was ist auch die Welt? Aber ich finde keine Antwort«<sup>6</sup>, dann erkennen wir darin bereits das grüblerische, an die Grenzen des Menschlichen pochende Wesen des Dichters. Oder denken wir an jene kleine Episode, die uns Gotthelfs Tochter überlieferte: in das Pfarrhaus zu Murten seien einst plündernde österreichische Soldaten eingedrungen, sie hätten alles durchsucht und auch das Schlafzimmer der Kinder nicht verschont. Darob natürlich fürchterliche Angst. »Nur ein Knabe von wenigen Jahren weinte nicht. Hochaufgerichtet, blitzenden Auges stund er in seinem Bettchen, ballte zornig die kleine Faust und antwortete mit Drohungen auf den Hohn der Soldaten, die seiner ohnmächtigen Wut spotteten<sup>7</sup>. Steht uns hier nicht schon der unerschrockene Kämpfer für das Recht vor Augen, als den wir den reifen Gotthelf kennen?

Wieder regt sich hier vielleicht das Bedenken, daß wir uns methodisch in einem Zirkel bewegen. Wie können wir denn einen Einzelzug als charakteristisch erkennen, wenn wir uns nicht schon zuvor ein Bild der Gesamtpersönlichkeit gemacht haben? Andererseits soll sich doch dieses Bild gerade aus den charakteristischen Einzelzügen erst aufbauen. Ein solches Hin und Her wäre in der Tat bedenklich, wenn es sich um ein streng logisches Schließen handelte; das ist aber, wie wir bereits feststellten, nicht der Fall. In Wirklichkeit verhält es sich so, daß sich zunächst auf Grund eines Werkes, das wir kennen lernen, oder von Einzelzügen des Lebens, die uns zufällig bekannt werden, in uns mehr ahnungsweise ein Gesamtbild der künstlerischen Persönlichkeit gestaltet. Dieses Bild leitet uns bei der Durchforschung des gesamten biographischen Materials und hilft uns, gewisse

---

<sup>6</sup> Adolf Frey: Conrad Ferdinand Meyer, Stuttgart und Berlin 1925, S. 27.

<sup>7</sup> Neuerdings abgedruckt in dem Bande »Gotthelfs Persönlichkeit« der Sammlung Klosterberg, Basel 1944, S. 29.

Züge als charakteristisch zu erkennen. Vielleicht muß es aber auch angesichts der Tatsachen nachträglich revidiert, erweitert oder gar preisgegeben und durch ein neues ersetzt werden. An dieser sichten- den Arbeit hat naturgemäß der kritische Verstand seinen redlichen Anteil, nur die ersten Schritte vermag er nicht zu tun.

Mehr Gewicht als dieser methodische Einwand hat ein anderer, der auf die Sache zielt. Wenn wir den Menschen — so lautet er — in der geschilderten Weise als eine von individuellem Gesetz beherrschte Ganzheit betrachten, wird er dann nicht in einen starren Panzer der Selbstheit eingeschlossen? Bleibt da noch Raum für echtes Schicksal, für freie Entscheidung, innere Wandlung, umgestaltende Begegnung mit einem Du? Diese Frage muß hier unbedingt gestellt werden, denn wenn wir ihr nicht Rechnung tragen, dann ist unsere Methode auf dem besten Wege, ihren Gegenstand zu verfehlen und eine lebensfremde Konstruktion an die Stelle des lebendigen Menschen zu setzen. Nicht wenige Biographen (darunter sehr anregende und geistvolle) sind tatsächlich dieser Gefahr erlegen. Alles kommt hier darauf an, daß der Forschende über der Freude an den ersten geistreichen Einfällen, aus denen sich ihm ein höchst originelles, scharf profiliertes Bild einer Persönlichkeit ergeben mag, die *Ehrfurcht vor dem sich wandelnden Leben* nicht verliere. Der schlechte Historiker, der von sich selbst nicht loskommt, übersieht »genial« alle Tatsachen, die seiner ersten Konzeption widersprechen; der gute, gewissenhafte, bedenkt neben dem Goethewort von dem »Gesetz, wonach du angetreten« auch das andere: »und umzuschaffen das Geschaffne, damit sich's nicht zum Starren waffne, wirkt ewiges, lebendiges Tun«. »Es soll sich regen, schaffend handeln, erst sich gestalten, dann verwandeln.« Auf seinen Gegenstand wie auf sich selbst mag der Biograph die Strophe aus dem west-östlichen Divan beziehen: »Und solange du das nicht hast, dieses Stirb und Werde, bist du nur ein trüber Gast auf der dunklen Erde.« Goethes eigenes Schaffen ist im Bereich der deutschen Literatur das großartigste Beispiel menschlicher und künstlerischer Wandlungsfähigkeit. Zwischen der tändelnden Eleganz von Goethes Leipziger Dichtungen und der drängenden Lebensfülle seiner Sturm- und Drangwerke, dann wieder zwischen der Vergeistigung der ersten Weimarer Jahre und der standfesten Diesseitigkeit der nachrömischen Zeit, von dem sublimen, schwer faßbaren Altersstil ganz zu schweigen, liegen weitere Abstände als etwa zwischen den Schöpfungen der verschiedenen Stürmer und Dränger. Unser Goethebild muß weit genug sein, alle diese Erscheinungsformen von Goethes Wesen zu umfassen. Es bleibt ihm

auch dann noch soviel an charakteristischer Bestimmtheit, daß wir jedes größere goethische Werk aus irgend einer der genannten Entwicklungsphasen mit Sicherheit etwa von einem parallelen Werk Schillers unterscheiden können. Dennoch ist anderseits der Begriff der Klassik, unter dem wir die reifen Werke beider zusammenfassen, nicht ohne bestimmten Sinn.

Die Betrachtung von Goethes Lebenswerk und seiner Verflochtenheit in die Stilgeschichte vermittelt einen wesentlichen Aufschluß über die Struktur des geschichtlichen Werdens. Es verhält sich hier nicht so, daß das Besondere sich in ein Allgemeines wie in einen Rahmen einfügt, so wie auf dem Gebiet der Biologie das Einzelwesen in Art und Gattung. Was wir auf dem geschichtlichen Felde wahrnehmen, ist vielmehr ein Sich-Durchdringen engerer und weiterer Entwicklungskreise: Persönlichkeit, Epoche, Standes- und Volkscharakter, Schaffensgebiet usw. Für die kollektiven »Ganzheiten« scheinen verwandte Gesetze des Werdens, des Wachsens, Reifens und Alterns zu gelten wie für die Einzelpersönlichkeit; allerdings sind es nicht identische Gesetze, denn sie unterstehen nicht derselben Todesgewißheit, da ihnen nicht ein Einzelwesen als physisches Substrat zugrunde liegt. Manche unter diesen kollektiven Gebilden bergen vielmehr fast unbegrenzte Kräfte der Verjüngung; wir brauchen nur an die lange Geschichte des italienischen Volkes oder an die fortzeugende Lebenskraft des Geistes der Antike in der abendländischen Geschichte zu denken. Auch die umfassenderen Einheiten stellen jedenfalls dem Historiker die spezifische Aufgabe des »Verstehens«, der Zusammenschau charakteristischer Einzelzüge in einem individuellen Wesensbild, denn auch sie sind in einem weitem Sinne Individualitäten<sup>8</sup>.

Je entfernter wir zeitlich einer historischen Erscheinung sind, um so stärker treten für uns die weiteren, kollektiven Ganzheiten gegenüber den engeren, persönlichen hervor, so wie sich im Bild einer Landschaft in räumlicher Ferne nur noch die großen Konturen klar abzeichnen. Die zeitliche Perspektive ist allerdings nicht allein schuld daran, daß wir in früheren Epochen den verbindenden Grundcharakter des Zeitstils deutlicher wahrnehmen, während sich in der Gegenwart und der jüngeren Vergangenheit die Einzelgestalten so eigenwillig abheben, daß sie sich nur noch schwer in ein geschlossenes

---

<sup>8</sup> Den Begriff der »individuellen Totalität« als Grundkategorie des geschichtlichen Denkens entwickelt — zum Teil auf Windelband, Rickert, Simmel fußend — in magistraler Weise Ernst Troeltsch in »Der Historismus und seine Probleme«, I. Buch, Tübingen 1922, S. 32 ff.



Zeitbild einfügen lassen. Mit dem Aelterwerden der Kultur lockern sich zweifellos die kollektiven Bindungen, die »Originalität« gewinnt einen immer weitem Spielraum. Am anschaulichsten zeigt sich das auf dem Gebiet der Architektur. Die Kirchenbauten und Bürgerhäuser des 15. oder auch noch des 18. Jahrhunderts sind tatsächlich einem einheitlichen Geiste entsprungen; in einem Villenviertel aus der Zeit um 1900 hingegen sehen wir das Chaos entfesselt.

Unter den Epochen der neueren abendländischen Geschichte ist es wohl das *Barockzeitalter*, das eine bestimmte seelisch-geistige Haltung zu geschlossenster Ausprägung gebracht hat. Da sich zudem mehrere der in dem vorliegenden Band vereinigten Arbeiten mit dem 17. Jahrhundert befassen, liegt es umso näher, an diesem Beispiel den Versuch einer skizzenhaften Illustration der Begriffe »Zeitgeist«, »Zeitstil« zu wagen.

Die Seelenhaltung des Barock ist gekennzeichnet durch ein tiefes Ungenügen an allem Alltäglichen und Begrenzten, das in seiner Hinfälligkeit durchschaut wird, durch einen stürmischen Impuls, der den Menschen aus dem Gewöhnlichen hinausdrängt, hinauf in ein heroisch gesteigertes Erdendasein — beim absoluten Fürsten oder beim Höfling, der einen Abglanz der Herrschergröße auf seine eigene Person zu lenken versucht —, vielleicht auch hinaus in den ruhelosen Taumel der Zerstörung — beim verwegenen Soldaten des 30-jährigen Krieges —, oder schließlich in die namenlose Unendlichkeit Gottes hinein. Diese letzte, wesentlichste Richtung des barocken Geistes wird verkörpert durch große Mystiker, durch kühne Glaubensstreiter und Missionare, schließlich durch zahllose Helden barocker Märtyrerdramen, die in stoischer Unerschütterlichkeit allen Anschlägen feindlicher Bosheit standhalten, Sieger durch Geisteskraft über ihre Gegner, über die Welt und über sich selbst. Die lyrische Sprache eines Gryphius mit ihrer schroffen Antithetik ist Ausdruck desselben Lebensgefühls. Auch die bildende Kunst des Barock scheint sich des Irdischen nur zu bedienen, um es hinter sich zu lassen. Ihre Kirchenräume sind wie gestaltgewordene Musik, in ihren Deckenbildern geben sie den Blick in offene Himmelsweiten frei. Die barocke »Ganzheit« ist eine durchaus offene, man möchte sie eine »Dennoch-Ganzheit« nennen. Die Grenzen zwischen Architektur, Plastik und Malerei sind niedergebrochen, vereint müssen alle Künste in den Dienst einer überwältigenden Gesamtwirkung treten. Als bleibendes Denkmal ihres Strebens nach Verschmelzung der Künste hat uns die Barockzeit die Kunstform der *Oper* hinterlassen, in der zeitliche und räumliche Ausdrucksformen ihre prunkvolle Vermählung feiern.

Denselben Geist, der in der großen Kunst des Barock sich ausspricht, finden wir nun aber in mannigfacher Spiegelung wieder in den Formen der Gebrauchsgegenstände und in den alltäglichen Lebensäußerungen. Ein barocker Stuhl dient nur gewissermaßen nebenbei seiner praktischen Funktion. Er will gar nicht besonders bequem sein; in erster Linie ist er mit seinen geschweiften Beinen, seinen überreichen Schnitzereien ein Repräsentationsobjekt. Die Buchdruckerkunst verließ in der Barockzeit die klassische Linie der Epoche ihrer Entstehung. Gleicht das Titelblatt eines Buches aus dem frühen 16. Jahrhundert in seiner klaren Ausgewogenheit einem antiken Monument, so erinnert ein barockes Titelblatt durch die krausen Schwünge seiner Frakturbuchstaben und die starken Schatteneffekte an eine Skizze von Rembrandt. In der deutschen Orthographie ist uns als zweifelhaftes Vermächnis barocken Prunkwillens und Repräsentationsbedürfnisses die Großschreibung der Anfangsbuchstaben geblieben. Sie ist auf eine Linie zu setzen mit der Betonung des Mittelteils an Gebäuden; derselbe Drang zur Beherrschung der Vielheit durch einen Hauptakzent spricht sich in beiden Erscheinungen aus. Seinen unmittelbarsten Rahmen findet der Wille des barocken Menschen zur pomphaften Selbstdarstellung in der Zeitmode, die den Mann mit langem, faltigem, bändergeschmücktem Staatsrock und Spitzenkrause, mit Allongeperücke und hohen Stöckelschuhen ausstaffierte. Man könnte hier noch lange fortfahren und denselben Geist in der Gestaltung öffentlicher Festlichkeiten, im Amtsstil, aber auch in Heeresorganisation und Kriegführung am Werke finden. Dennoch wäre es voreilig, nun mit Gewalt alle Lebensäußerungen eines Jahrhunderts über denselben Leist schlagen zu wollen; es ist nicht ausgeschlossen, daß sich auf einzelnen Kulturgebieten Verfrühungen oder Verspätungen der Entwicklung finden. Das zweite hat man häufig von der Geschichte der Musik behauptet. Die kühn sich auftürmende Architektur einer Bachschen Orgelfuge vermögen wir allerdings durchaus als barock zu empfinden. Grundsätzlich kann man nicht stark genug betonen, daß geistesgeschichtliche Epochen sich niemals mit zwei Jahreszahlen starr eingrenzen lassen. Die Uebergänge zwischen ihnen sind vielmehr fließend; wie jede geistige Ganzheit sind sie *mehr vom Zentrum als von den Konturen her* bestimmt. Der Streit etwa, was an den Kulturerscheinungen des 14. Jahrhunderts in Italien dem ausklingenden Mittelalter, was der aufdämmernden Renaissance zuzuschreiben sei, wird nie endgültig geschlichtet werden können.

Eine Erklärung dafür, daß ein bestimmtes Jahrzehnt so selten

ein eindeutiges Gesicht zeigt, liegt schon in der Tatsache, daß zu jeder Zeit verschiedene Generationen nebeneinander leben<sup>9</sup>. Ob es trotz und gleichsam »hinter« den eine Epoche durchziehenden Generationengegensätzen doch noch einen alle Zeitgenossen umspannenden Epochencharakter von bestimmter Prägung gebe, ist nicht immer leicht zu entscheiden, zumal aus geringer zeitlicher Distanz. Bei größerer Distanz geraten wir andererseits leicht in Versuchung, einfach die gerade führende Generation als repräsentativ für eine ganze Epoche zu nehmen.

Daß schließlich ein bestimmter Zeitcharakter nicht einmal die ganze Breite einer Generation zu umfassen braucht, beweist in der Stilgeschichte jede Klassik, die diesen Namen zu Recht trägt. Eine im strengen Sinne klassische »Epoche« ist in der Regel ein begnadeter Augenblick, ein flüchtiger Kairos der Kunstgeschichte, an bestimmte äußere Voraussetzungen gebunden und auf der persönlichen Hochentwicklung weniger Einzelner beruhend. Von der Generation der Stürmer und Dränger des 18. Jahrhunderts in Deutschland haben nur wenige den Weg zur klassischen Form beschritten, und dies nicht zufällig, denn die Klassik ist eine wesentlich aristokratische Erscheinung.

Mit der Frage nach der zeitlichen Abgrenzung einer historischen Ganzheit hängt die andere nach ihren *Ursprüngen* zusammen. Sie gehört bereits in das Gebiet der Geschichtsmetaphysik. Die fertigen Lösungen, die für sie bereit liegen, sei es die Hegelsche, nach der sich die geschichtliche Entwicklung aus der eigengesetzlichen Selbstentfaltung des Geistes herleitet, die marxistische mit ihrem Primat

---

<sup>9</sup> Der Begriff der Generation ist hier in dem geisteswissenschaftlichen Sinne verstanden, den ihm *Dilthey* in seinem Novalis-Aufsatz gibt (in »Das Erlebnis und die Dichtung«, Leipzig und Berlin 1906). Nach ihm umfaßt eine geistesgeschichtliche Generation nicht notwendig alle Gleichaltrigen, vielmehr nur einen begrenzten Kreis aus ihnen, der im Zeitpunkt größter Empfänglichkeit verwandten Bildungseinflüssen unterliegt und dadurch eine gemeinsame Prägung empfängt. Die Generationenlehre als »biologischer Determinismus«, wie sie z. B. Wilhelm *Pinder* propagiert (Das Problem der Generationen in der Kunstgeschichte Europas, Berlin 1906), ist abzulehnen, weil sie in die Geistesgeschichte ein ihr wesensfremdes Erklärungsprinzip einführt. Die Beachtung des Zeitpunktes der Geburt führt zwar gerade bei Künstlern oft auf interessante Bezüge; wird aber der »Nativismus« als Erklärungsprinzip für die Eigenart einer Generation verallgemeinert, so zwingt das zu gewagten Konstruktionen und macht nur zu leicht blind für die eigentlich bestimmenden Faktoren.

der Wirtschaft oder diejenige Oswald Spenglers mit ihrer kühnen Konstruktion geschlossener organischer Entwicklungsabläufe, sind im Grunde alle Kinder des Glaubens, nicht Niederschlag beweisbaren Wissens. Wo sich der Historiker in solcher Weise als rückwärtsgewandter Prophet aufspielt und wie Spengler mit schicksalsträchtiger Miene orakelt: »So mußte es kommen«, da überschreitet er die Schranken seiner Zuständigkeit<sup>10</sup>. Empirisch können wir wohl gewisse geschichtliche »Ablaufgesetze« ermitteln; z. B. ist das Umschlagen des Chaos einer Revolution in die gewaltsame »Ordnung« der Diktatur zweifellos eine Erscheinung, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehrt, und auf künstlerischem Gebiet wohnt der Stilfolge Renaissance—Barock, Klassik—Romantik eine gewisse gesetzliche Notwendigkeit inne. Aber zwingende Geltung können wir solchen Gesetzen nicht zusprechen, zumal wir die betreffenden Vorgänge in ihrer Kausalität niemals ganz durchschauen.

Was wir wissenschaftlich feststellen können, ist ein Durcheinanderwirken verschiedenartiger geschichtsbewegender Faktoren. Neben religiösen und philosophischen Neubesinnungen, die an das Innerste des Menschen rühren, nehmen wir eigengesetzliche Wandlungen der künstlerischen Ausdrucksmittel wahr, ferner politische Machtverschiebungen, wirtschaftliche Umwälzungen und im Zusammenhang damit Umschichtungen im sozialen Gefüge, schließlich technische Neuerungen und Wandlungen des Schauplatzes des Geschehens. Wenn es uns nicht gelingen will, aus diesem Gewirr von Ursachen einen dominierenden Strang herauszuschälen und aus dessen Verlauf den Charakter eines Zeitalters kausal eindeutig »abzuleiten«, dann ist der Grund dafür nicht allein in der Unvollständigkeit unserer Ueberschau zu suchen; er liegt vielmehr im Prinzipiellen. Die geschichtliche Welt läßt sich nicht aus Elementen konstruieren, weil sie sich aus sinnbezogenen »Ganzheiten« aufbaut, die mehr sind als eine Summe von Teilen. Wesentlich für die historische Erscheinung ist gerade der Charakter der *Originalität*, der individuellen Ursprünglichkeit. In allen zunächst scheinbar geschlossenen geschichtlichen Abläufen macht sich dieses irrationale Element bemerkbar, wie wir weiter oben an der Entwicklung der Technik zu zeigen versuchten.

---

<sup>10</sup> Gegen solche Entartung der Historie zum Mythos wendet sich Huizinga in »Aufgaben der Kulturgeschichte«, a. a. O., S. 57 ff., ebenso Theodor Litt, a. a. O., S. 97 ff.

Die Gebundenheit an den zwar nicht gesetzlosen, aber doch nicht wissenschaftlich vorauszuberechnenden Gestaltwandel des Menschen ist allen Sondergebieten der historischen Forschung gemeinsam. Sie gibt der Arbeit des Historikers ihre eigene Atmosphäre der Spannung und verheißt ihm ständig sich erneuernde Entdeckerfreude; anderseits fordert sie auch eine nie erlahmende Fähigkeit spontaner Einfühlung. Das Suchen nach Ursachen wird dadurch keineswegs entwertet, solange sich nur der Forscher der Schranken bewußt bleibt, die ihm dabei gesetzt sind, und seine Hauptaufgabe, zu deren Lösung alle noch so entlegenen Einzeluntersuchungen beitragen können, nicht aus den Augen verliert: das Verstehen des Menschen in der Fülle seiner geschichtlichen Erscheinungsformen.